

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift

Band: 7 (1897)

Heft: 6

Artikel: Johannes Kolross, erster Lehrer an der deutschen Knabenschule zu Barfüssern in Basel

Autor: Hess, J. W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Johannes Kolross,
erster Lehrer an der deutschen Knabenschule zu Barfüßern in Basel.

Von Dr. J. W. Hess in Basel.

Aus Fechtens Geschichte des Basler Schulwesens ist bekannt, dass bei der Einführung der Reformation in unsrer Stadt eine deutsche Knabenschule auf dem Barfüßerplatz, auf dem Areal des heutigen Stadtkasinos, errichtet worden ist. Sie war für solche Schüler bestimmt, die einen kürzern Bildungsgang durchlaufen sollten, ohne Latein zu lernen. Der Unterricht beschränkte sich anfänglich bloss auf Lesen und Schreiben. Lange Zeit hindurch war sie unsre einzige Volksschule; denn in allen übrigen Knabenschulen der Stadt wurde bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts auch noch Latein gelernt.

Der erste Lehrer, der schon im Jahre 1530 an dieser deutschen Schule tätig war, ist kein unbedeutender Mann gewesen. Als Dichter und als Sprachkundiger hat er sich einen Namen gemacht und sich besonders als Verfasser eines Lehrmittels für die deutsche Sprache ein hervorragendes Verdienst erworben. Es mag deshalb nicht ganz ungerichtet erscheinen, wenn im Folgenden sein Andenken wachgerufen wird.

Johannes Kolross oder Rhodonthracius (denn nach der Sitte seiner Zeit liebte er es, seinen gelehrten Stand dadurch anzudeuten, dass er seinem gutdeutschen Namen ein griechisches Gewand umhängte) stammte wahrscheinlich aus der südlich vom Baldegger See gelegenen luzernischen Ortschaft Hochdorf, wo das Geschlecht Kolross im 16. Jahrhundert häufig vorgekommen zu sein scheint. Über die Zeit seiner Geburt, seinen Lebens- und Bildungsgang und anderes, was zu wissen von Interesse wäre, besitzen wir keinerlei Nachrichten. Auch dass er im Jahre 1558 oder 1569 gestorben sei, beruht auf unverbürgten Angaben. Alles, was wir sonst aus Basel über seine Familie erfahren, beschränkt sich darauf, dass „Hans Kolrossen Frau“ im Jahre 1536 als Besitzerin des Hauses „zur Meerkatze“ (heute Petersberg Nro. 19 oder 26; denn es sind am Petersberg zwei Häuser mit derselben Benennung aufgeführt) genannt wird *) und dass ein Simon

*) Sollte diese Angabe nicht vielleicht ein Fingerzeig sein, das Jahr 1536 als Todesjahr des Joh. Kolross anzunehmen?

Kolross unter den Jugendgespielen Felix Platters (geb. 1536) vorkommt. Soviel steht jedoch fest, dass Johannes Kolross um die Mitte des dritten Jahrzehnts des 16. Jahrhunderts plötzlich und unvermittelt in unsrer Stadt auftritt. Wir vermuten, dass er, vielleicht in jugendlichem Alter, von Lernbegierde getrieben, die Heimat verlassen und seine Schritte nach Basel, dem damaligen Mittelpunkte der gelehrten Welt, gewendet habe, wo er hoffen durfte, durch den Verkehr mit wissenschaftlich gebildeten Männern seinem Wissensdrange Genüge zu leisten, sowie Beschäftigung und Verdienst zu finden. Mit Begeisterung schloss er sich der Reformation an und stellte seine ganze Tätigkeit in ihren Dienst.

Zuerst lernen wir ihn als Dichter kennen. Basel ist bekanntlich die erste Stadt in der Eidgenossenschaft gewesen, die den deutschen Kirchengesang eingeführt hat. Kolross trug das Seinige dazu bei, um ihn in Aufnahme zu bringen, indem er geistliche Lieder verfasste, die wegen ihres ansprechenden, herzlichen Tones beim Volke bald grossen Anklang und durch ihre Aufnahme in die Liederbücher auch entlegener deutscher evangelischer Gemeinden eine weite Verbreitung fanden. Er gilt z. B. allgemein als der Verfasser der im Jahre 1525 im Zwickauer Gesangbuch vorkommenden Bearbeitung des 127. Psalms, der also beginnt: „So Gott zum haus nicht gibt sein gunst, so erbeyt yederman umbsunst.“ Ferner werden ihm mehrere Morgenlieder, ein Bussgesang und die Bearbeitung des 25. Psalms zugeschrieben.

Die in diesen Dichtungen zu Tage tretende Gewandtheit in der Handhabung der deutschen Sprache, verbunden mit der Vorliebe, womit sich Kolross, angeregt durch Luthers volkstümliche und packende Bibelübersetzung, mit der Erforschung des Deutschen angelegentlich beschäftigte, lenkten die Blicke der Behörden auf ihn, als es sich darum handelte, der eben errichteten deutschen Knabenschule einen tüchtigen Lehrer zu geben, und es hätte wohl kaum noch der empfehlenden Fürsprache des Oswald Mykonius bedurft, der wahrscheinlich als Verwandter und Freund ein gutes Wort für Kolross einlegte, um dessen Wahl zu stande zu bringen. Über Kolrossens Tätigkeit als Schullehrer besitzen wir freilich so wenig Kenntnis, wie über sein Leben überhaupt. Wir dürfen indessen annehmen, dass er sich's recht habe angelegen sein lassen, seine Schüler nicht bloss im deutschen Lesen und Schreiben möglichst zu fördern, sondern sie auch zu allem Guten, namentlich aber zu rechten Christen zu erziehen. Um dieses Ziel zu erreichen, beschränkte er aber den Kreis seiner Wirksamkeit nicht auf die engen Räume der Schulstube, sondern trat als Lehrer und Erzieher von Jung und Alt öffentlich vor dem gesamten Publikum auf und scheute sich nicht, als ein ernster

Sitten- und Bussprediger auf der einen Seite die des Gottlosen und Unbussfertigen wartende gerechte Strafe, auf der andern Seite den von dem Tugendhaften und Gottesfürchtigen zu erhoffenden Lohn zur Warnung und zur Aufmunterung männiglich vor Augen zu halten.

Weder zu Basel noch an andern Orten des Schweizerlandes begnügte sich die Reformation allein mit der öffentlichen Verkündigung der gereinigten Lehre von den Kanzeln herunter; sie trat vielmehr gerne aus der geweihten Stätte der Gotteshäuser hinaus auf die öffentlichen Strassen und freien Plätze und stellte dem Volke die Erzählungen der heiligen Schrift und die Persönlichkeiten der biblischen Geschichte in dramatisch bewegter Handlung lebendig vor Augen, oder liess Tugenden und Laster, Engel, Tod und Teufel als handelnde Personen in volkstümlicher Rede und Gegenrede vor dem für derartige Schaustellungen stets dankbaren Publikum auftreten. Dichter und Darsteller brachten durch solche Aufführungen auf das schaulustige Volk, ganz besonders aber auf die für diesen Anschauungsunterricht vorzugsweise empfängliche Jugend, einen ungleich kräftigern und nachhaltigern Eindruck hervor, als dies dem Prediger möglich war, dem durch die Weihe des Ortes, von dem aus allein er seine Belehrungen und Ermahnungen an die Zuhörer richtete, gewisse Schranken gezogen waren.

Es ist wohl nicht ein blosser Zufall, dass es namentlich die Lehrer gewesen sind, die sich solcher volkstümlichen Dichtungen und Darstellungen befissen haben und teils als Verfasser, teils als Schauspieler in den „geistlichen Spielen“, wie dergleichen dramatische Aufführungen genannt wurden, oft auch in beiden Eigenschaften zugleich, aufgetreten sind. Als Dichter lernen wir zu Basel u. a. folgende Lehrer kennen: den Professor der Rhetorik und Prediger Hans Wirt (Johannes Hospinianus, 1515—1575), den Lehrer an der St. Theodors-Knabenschule Sixt Birk (Xystus Betulejus, 1500 bis 1554), sowie den ersten Lehrer an der Mädchenschule zu St. Martin Christoffel Wyssgärwer. Zu diesen Männern gesellt sich, und zwar keineswegs als geringster, unser Johannes Kolross.

Zwei seiner Spiele wurden, das erste im Jahre 1532, das andere drei Jahre später, „durch eine Burgerschaft ze Basel Gott zu lob vnd eer offenlich gehalten“. Das zweite, minder bedeutende, ist betitelt „Ein herrliche tragedi wider die abgotterei vss dem propheten Daniel“. Weit berühmter ist das erste, im Jahre 1532 erschienene „schön spil von fünfferley betrachtnussen den menschen zur büss reytzende, uss der heiligen gschrift gezogen vnd vff den ersten sonntag nach Ostern im MCCCCXXXII. jar offenlich ze Basel gehalten.“ Dieses Stück fand

so vielen Beifall, dass es wiederholt gedruckt und an verschiedenen Orten, z. B. im Jahre 1540 zu Augsburg, aufgeführt wurde.

Der Inhalt ist in Kürze folgender: Ein lebenslustiger, leichtfertiger Jüngling will das Osterfest durch Tanzen, Prassen und andere Kurzweil entweihen und fertigt den Prediger, der ihn davon abmahnt, mit trotzigem, groben Worten ab. Als aber der Jüngling eben zum Tanze antritt, erscheint der Tod und ruft ihn weg. Erschrocken denkt der jählings Überraschte an sein bisheriges, im Leichtsinn und in Sünden zugebrachtes Leben zurück. In bussfertiger Reue möchte er wieder gut machen, was er verschuldet. Er verlegt sich aufs Bitten und erlangt vom Tode Aufschub, um Busse zu tun. Er geht in sich, entsagt der weltlichen Lustbarkeit und allem, was ihm bis dahin begehrenswert geschienen hat, und lässt sich weder durch den Spott, noch durch die Lockungen seiner frühern Kumpane in seiner bussfertigen Gesinnung irre machen. Da tritt der Teufel, kenntlich an Gänsefüssen und schwarzen Gemshörnchen, an ihn heran und verspricht ihm alles Wohlleben und alle Üppigkeit der Welt, wenn er ihm folgen wolle. Aber der Jüngling bleibt fest und geht auch aus dieser Versuchung siegreich hervor. — Soweit das eigentliche Drama. Um demselben eine eindringlichere Beziehung insbesondere auf die Jugend zu geben, hat Kolross ein Nachspiel hinzugefügt. Darin tritt ein ungeratener Bube auf, der das Vaterunser nicht beten kann, um so besser aber im Fluchen und in allerlei leichtfertigen Spielen bewandert ist. Diesen holt der Teufel aus dem Kreise seiner Gespielen hinweg und droht diesen im Abgehen, dass es andern dergleichen „Leckersbuben“, die nichts anderes als ihr „Kluckerspiel“ im Sinn haben, ebenso ergehen werde. Das Stück schliesst mit einer eindringlichen Mahnung an die Eltern, die Rute doch ja nicht zu sparen, sondern die Kinder frühe schon zur Zucht, Ehrbarkeit und Gottesfurcht anzuhalten.

Kenner der Entwicklung der dramatischen Kunst im Schweizerlande, namentlich Jak. Bächtold in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur in der Schweiz“, nennen das Spiel von den fünferlei Betrachtungen einen Totentanz im Kleinen und zählen es zu den bessern geistlichen Dramen des 16. Jahrhunderts. In literarhistorischer Beziehung hat Kolross die Aufmerksamkeit der Gelehrten besonders dadurch auf sich gezogen, dass er den Gang der dramatischen Handlung durch vier lyrische Chöre in dem antiken Versmasse der sapphischen Strophe unterbricht, die er freilich in seltsamer Weise umgemodelt hat, wie folgendes Beispiel zeigen mag.

Der ander chor.

O lieben fründe, nun thüend üch bekeeren
 Von aller sünde, btrachtend vnsers Herren
 Lyden und sterben, das jr gnad erwerben
 Und nit verderben.

O lieben lüde, jr sölt nit verachten,
 Zu aller zydte üwern tod betrachten,
 Das üch nit finde Gott inn üwer sünde
 Entschlossen blinde.

Sydt wir nit wüssen, wann der tod werd kummen,
 So sind geflissen, o jr lieben frummen,
 Wachend all stunde, haltend Gottes bunde
 Dwyl jr sind gesunde.

Doch uns interessiren nicht allein die Leistungen und Verdienste unseres Kolross auf dem Gebiete der Dichtung, sondern auch seine sonstige litterarische Tätigkeit. Dies führt uns auf seine Arbeiten zur Förderung des deutschen Sprachunterrichtes. Er wurde dazu nicht bloss durch sein Amt als Lehrer an einer deutschen Volksschule veranlasst, sondern war vorher schon durch seine Beschäftigung mit Luthers Schriften, namentlich aber durch dessen Bibelübersetzung, zum Nachdenken über den Unterschied zwischen dem in seiner Heimat gesprochenen alemannischen Dialekt und der von Luther angewendeten deutschen Schriftsprache hingeführt worden.

Im Jahre 1530 erschien bei Thomas Wolff zu Basel ein „Enchiridion, das ist Handbüchlin tütscher Orthographi, hochtütsche sprach artlich zeschryben vnd läsen . . . durch Joannem Kolross, tütsch leermeystern“. Dieser Titel darf uns aber nicht etwa veranlassen, Kolrossens Schrift als eine Anleitung zur Orthographie oder nach modernem Sprachgebrauche lediglich als ein „Rechtschreibbüchlein“ zu betrachten. Denn unter dem Worte „Orthographie“ verstehen die Grammatiker des 16. Jahrhunderts nicht bloss die Kunst, richtig zu schreiben, sondern hauptsächlich das, was heutzutage die „Lautlehre“ genannt wird, weshalb ihren Schriften in bezug auf die Sprachgeschichte eine besondere Wichtigkeit zukommt. Weder der Verfasser noch der Verleger jenes schlichten Schriftchens liessen sich's wohl träumen, dass dasselbe einmal zu den grössten litterarischen Seltenheiten gehören und dass die bedeutendsten Sprachforscher sich damit beschäftigen würden.

Von dem Originaldrucke scheint heutigestags nur noch ein einziges Exemplar vorhanden zu sein, das sich zudem nicht einmal am Orte seines Erscheinens befindet, sondern in der Bibliothek zu Wolfenbüttel in einem Sammelbande aufbewahrt wird, dessen Inhalt ein für die Geschichte

des deutschen Lese-, Schreib- und Rechenunterrichtes überaus wertvolles Material in sich schliesst. Nach diesem Unikum hat der Seminar-Oberlehrer Johannes Müller zu Plauen im Vogtlande im Jahre 1882 einen Wiederabdruck veranstaltet. Unter dem Titel „Quellenschriften und Geschichte des deutschsprachlichen Unterrichtes bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts“ findet sich da das Enchiridion von Kolross als Nr. X auf Seite 64—91, vereint mit andern seltenen und merkwürdigen Lehrbüchern der deutschen Sprache im vierten Bande von Kehrs Methodik des deutschen Volksschulunterrichtes. Der daselbst enthaltene Nachweis, dass das Handbüchlein von Kolross öfters nachgedruckt worden sei, z. B. namentlich zu Nürnberg und zu Zürich, ist ein Beweis für die Beachtung und weite Verbreitung, die die Arbeit des schlichten Basler Lehrers in weitem Kreisen gefunden hat.

In der Vorrede beruft sich der Verfasser darauf, dass in den letzten Zeiten die Lust, die deutsche Sprache zu erlernen, wegen der grossen Verbreitung, die Luthers Bibelübersetzung gefunden habe, viel grösser geworden sei als früher. Es gebe nicht nur ältere Leute, sondern auch Handwerksgesellen, ja selbst Jungfrauen, die nunmehr ihre Mussestunden mit der Lektüre der heiligen Schrift zubrachten, und es sei überhaupt ein Eifer erwacht, nicht nur die Kinder in die deutsche Schule zu schicken, sondern auch selber deutsch schreiben und lesen zu lernen. Darum habe er ein Handbüchlein verfasst, damit die Lernbegierigen daraus sich aneignen möchten, was ihnen zum richtigen Gebrauch der hochdeutschen Sprache noch mangle. Obschon das Schriftchen vornehmlich für die „Hochdeutschen“ (die Schweizer) geschrieben sei, werde es doch in manchen Dingen auch „andern Deutschen“ (den Bewohnern Süd- und Mitteldeutschlands) nicht ohne Nutzen sein. Darum möge ein jeder dasjenige daraus entnehmen, was ihm für seine Sprache dienlich sei.

Die Schrift selbst zerfällt in vier Abteilungen, worin von den einfachen Buchstaben und von ihrer Unterscheidung, sodann von der Verdoppelung, darauf von den gebräuchlichsten Abkürzungen und endlich von den Interpunktionszeichen sowie von der Anwendung der Majuskeln ehandelt wird. Ein Anhang macht, im Anschlusse an die Anleitung zum Nachschlagen in der heiligen Schrift, den Leser mit der Erklärung und dem Gebrauche der Zahlzeichen bekannt.

Nachdem der Verfasser die fünf Vokale und die 18 Konsonanten aufgezählt hat, spricht er von den zusammengesetzten Vokalen und unterscheidet dabei zunächst die, welche „ob einander“, sodann die, welche „näben einander gehören zeschryben“. Während wir heutzutage

nur noch die Umlaute ä, ö, ü mit den Strichlein über dem a, o und u kennen, zählt Kolross noch eine ganze Reihe von „gebrochenen oder geflochtenen“ Vokalen auf (wir könnten sie Mischvokale nennen), deren Aussprache er durch allerhand Strichlein, Pünktlein, Häklein, Ringlein und Böglein, die er über dem Vokal anbringt, anzudeuten versucht. So unterscheidet er z. B. drei verschiedene Arten, wie *a*, und fünferlei Weisen, wie *u* zu schreiben und auszusprechen sei.

Auch von den Diphthongen führt Kolross eine grössere Zahl an, als die heutige Sprache kennt, die sich mit *ai*, *au*, *ei* und *eu* begnügt. Er zählt nämlich zu den „Doppelstimmbuchstaben“ noch *ie*, *üe*, *oi*, *ou* und *öi* und hält namentlich daran fest, dass im Anschluss an die Mundart das *e* nach dem *i* oder nach dem *ü* „seine Stimme behalte“, wie dies z. B. in den Wörtern *lyeb*, *dyeb*, *lyed*, *krieg*, *sieden*, *schieben*, *flieg*, *büebli* etc. geschehe.

In zweifelhaften Fällen, wenn der Schreiber anstehe, ob er *e* oder *ö*, *i* oder *ü*, *ei* oder *eu* schreiben solle, gibt Kolross den Rat, auf die Mundstellung zu achten. Die Schreibweise ergebe sich von selbst, wenn man darauf achte, ob der Laut „glatt und ohne sonderliche Bewegung der Lippen“ oder „etwas gröber, also dass man die Lippen dazu bewegen müsse“, ausgesprochen werde.

Es würde uns übrigens viel zu weit führen, wenn wir den Ausführungen von Kolross, seinen Regeln, „Cautelen“ und Ausnahmen bis in alle Einzelheiten nachgehen wollten. Der Sprachforscher wird manche wertvolle Ausbeute darin finden. Für unsern Zweck, im allgemeinen mit Kolross bekannt zu machen, genügt es, nur einzelnes Wenige hervorzuheben.

Kolross folgt zwar der Sitte seiner Zeit und geht mit der Häufung von Buchstaben, namentlich von Doppelvokalen und -konsonanten, im allgemeinen sehr verschwenderisch um. Trotzdem hat er das Gefühl, dass ein gewisses Mass darin sollte beobachtet werden. Im Gedanken an das lateinische Sprichwort „*Quod fieri potest per pauca non debet fieri per multa*“ gibt er den Rat: „So du ein Ding mit einem Buchstaben magst ussrichten, sollst du nicht duplieren“, und stellt also einen Grundsatz auf, dem zwar die Schriftsteller des 17. und 18., zum Teil auch noch des 19. Jahrhunderts, wenig Beachtung geschenkt haben, der aber in neuerer und neuester Zeit von den Männern, denen wir die Vereinfachung der Orthographie verdanken, siegreich zur Geltung gebracht worden ist.

Die Gelehrten haben ferner die Stelle, wo Kolross über das *s* und *sz* am Schlusse eines Wortes spricht, „hochinteressant“ gefunden. In

schnurgeradem Gegensatze nämlich zur heutigestags allgemein gültigen Regel, dass das *sz* am Schlusse eines Wortes eine Schärfung anzeigt, während das einfache *s* sanft ausgesprochen wird, schreibt Kolross: „Du solt acht haben vff die wort, so mit dem *s* geschriben sollen werden, Dann wo das *s* gantz sanfft vnd lyss ussgesprochen würt, da schrybt man ein *z* dran, also *sz*, vnd bedüdtet das *z* am *s* nichts anders dann das man das *s* sanfft vnd gantz lind läsen sol.“ Durch diese Vorschrift deutet Kolross zugleich stillschweigend darauf hin, dass sein eigener Name am Schlusse nicht mit einem scharfen, sondern mit einem weichen *S*-Laute auszusprechen sei. Er will also seinen Namen nicht als eine Zusammensetzung von Kohle und Ross in der Bedeutung „schwarzes Pferd“, mundartlich „Kohli“, angesehen wissen, sondern prätendirt, derselbe sei als ein Kompositum von Kohle und Rose aufzufassen. Daher auch die Gräcisirung Rhodon (Rose) und Anthrax (Kohle): Rhodonthracius. Dabei hat Kolross freilich übersehen, dass wir uns wohl ein kohlschwarzes Pferd, kaum aber eine ebensolche Rose vorzustellen vermögen.

Endlich verdient bemerkt zu werden, dass Kolross dem Grundprinzipie des Lautirens sehr nahe gekommen ist. Er sagt nämlich: „Willst du wissen, was ein jeder „heimlicher Buchstab“ — so nennt er die Konsonanten — thue und was seine Wirkung sei, so lass die Stimm, mit welcher der heimlich Buchstab ausgesprochen wird, fallen. Was nun nach demselbigen noch im Munde bleibt, das ist dann des heimlichen Buchstaben Wirkung. Exemplum: das *b* wird mit dem *e* ausgesprochen, also *be*. So du das *e* hinweg thust, so bleibt „nit meer dann ein blohst“ im Mund; derselbige ist seine Wirkung. Item das *k* wird durchs *a* ausgesprochen, also *ka*.“ Thue das *a* davon, so bleibt nichts mehr im Munde als „ein heimlich Ding“, wie es am Ende des Wortes Sack, Glück etc. gehört wird; dasselbige ist sein Thun. Also auch das *m* hat seine Aussprache mit dem *e* vor ihm, also *em*. Tue das *e* davon, so bleibt noch „ein Mummlen da, wie ein ku thut, so sy will anheben zelüyen, oder wie das gross rohr in der sackpffffen thut“. Dieses „Mummlen“ ist seine Wirkung. So nahe also stand Kolross der Erkenntnis des Lautirens; aber er hat den letzten Schritt nicht getan. Er ist an der Schwelle stehen geblieben und hat es unterlassen, die praktischen Konsequenzen des von ihm richtig aufgestellten Grundsatzes zu ziehen. Das hat sein Kollege und Zeitgenosse, der schwäbische Schulmeister aus Rotenburg an der Tauber, Valentin Ickelsamer oder Ickelsheimer, getan, der ums Jahr 1530 eine Anleitung zum Lesen- und Schreibenlernen verfasst hat und zu denselben Resultaten gelangt ist. Er wird heute allgemein und mit Recht der „Vater der Lautirmethode“ genannt.

Die Satzzeichen nennt Kolross mit einem einzigen Worte „puncten“. Er unterscheidet ihrer vier: das Komma, das Kolon (Doppelpunkt), den Periodus (Satzschluss) und den Interrogativus (Fragezeichen). Komma und Kolon setzt Kolross nicht nach grammatischen Rücksichten und logischen Gesetzen, sondern ziemlich willkürlich. „Disze zween,“ sagt er, „werden allweg im anfang einer reed gebrucht, zu zyden nach wenig, zu zyden nach vyl worten, vnd nach dem dann die reed mancherley begryfft vnd in sich schleusst, darnach werden ouch die zween minder oder meer gesetzt.“ Erst wenn „die reed beschlossen vnd der (sic) sententz geendet ist“, setzt man den Schlusspunkt, „by welchem verstanden würt, das die reed vnd der sententz vss ist vnd beschlossen, vnd hernach ein anderer anhept.“ Aber über die Bedeutung der Interpunktionszeichen als Lesepausen hat Kolross ganz richtige Ansichten. Er sagt darüber: „Diewyl die puncten allein die (sic) sententz vnd reed zu vndersheyden gesetzt, vnd gschriben werden, solt du eben acht daruff haben, also das du by einem yegklichen puncten im lāszen ein suspiri halltest, das ist, eins halben äthembs zugs die reed vffziehest vnd still halltest, So mögends die zuhörler dester bass verston.“

Den Gebrauch der Majuskeln (er nennt sie „versal- vnd hauptbuchstaben“) behandelt Kolross zuerst von allen deutschen Grammatikern. Er beschränkt ihren Gebrauch auf den Anfang der Sätze („das erst wort eyner yegklichen sunderlichen reed“), auf die Eigennamen und auf den Namen Gottes. In bezug auf letzteres macht er geltend: „Diewyl es zierlich ist vnd hübsch, so man die eygen nammen mit einem versal buchstaben anhept, Solt man billich den nammen Gottes (dem allein alle eer zugehört) nit allein mit dem ersten buchstaben gross, sunder das gantz wort mit versal buchstaben schryben, also GOTT, dorumb ouch die trucker Gott zu eeren vnd reuerentz im Alten Testament das wort Herr (Gott bedüdtend) allenthalben gar mit versal buchstaben (also HERR) getruckt haben.“ Hingegen ist Kolross der Meinung, Gott sei an solchen äusserlichen Dingen nicht viel gelegen; er wolle das Herz haben. Wenn man daher die Wörter Gott und Herr auch nicht mit eitel Versalbuchstaben schreiben wolle, so sollte man sie doch wenigstens mit einem grossen Anfangsbuchstaben schreiben.

Die Besprechung der gebräuchlichsten Abbreviaturen beim Zitiren biblischer Stellen gibt Kolross Gelegenheit, im Anschluss daran seinem Büchlein eine Belehrung folgen zu lassen, „wie man die Cifer vnd tüttsche zaal verston soll“. Er huldigt darin dem damals herrschenden Gebrauche, den Lesefibeln eine Erklärung der Zahlzeichen folgen zu lassen. Es handelt sich dabei keineswegs um eine Anleitung zum Operiren mit den Zahlen für den Rechenunterricht, sondern lediglich um die Erklärung des Stellenwertes der Zahlen und um die Kunst, mehrstellige Zahlen richtig auszusprechen und aufzuschreiben. Bei Kolross ist nun die Erklärung, warum der Stellenwert von der Rechten zur

Linken fortschreite, sehr eigentümlich. Er behauptet nämlich, das allmälige Fortschreiten des Zahlenwertes von rechts nach links, von der Einer- zur Zehner-, Hunderter- u. s. w. Stelle, beruhe auf einem Naturgesetze. „Das man von der rechten zu der lincken feert,“ sagt er, „das kumpt von der natürlichen bewegung här, dann was wir mit den ougen besähen, vnd mit der hand thun wellen, als houwen, schlahen, stächen, wärffen oder säyen, dz geschicht alles natürlich von der rechten zur lincken, dorumb ouch die Ebreer vnd Chaldeer (von denen die zaal erfunden) von der rechten gegen der lincken schrybend.“

Wir schliessen mit einem Urteile über das ganze Sprachbüchlein. Der Verfasser belegt seine Regeln und Ausnahmen jeweilen durch zahlreiche Beispiele, meistens einzelne Wörter, aber auch Sätze. Das Bestreben, möglichst deutlich zu sein und seinen Lesern eine gründliche Anleitung zum richtigen Schreiben zu geben, verleitet ihn dabei freilich bisweilen zu argen Verrenkungen der Sprache und zu Phrasen, die wir nicht anders als läppisch und trivial nennen können. Als Beispiele mögen nur die beiden folgenden dienen: „Es ist ein Spott und wider Gott, auch wider meiner Herren Gebot, dass die ful Rott all Nacht so spodt vff der Gassen umb goht, das soll der Roth abstellen.“ „Vff dem Acker sind zwentzig Schnitter in eim Schnitt, darunter iijj Schnyder, der uff der lincken Syten hat an im böse Sitten.“ Es sind aber doch auch wieder Beispiele vorhanden, die diese Unvollkommenheit ausgleichen, z. B. „Gond yn durch die äng porten“. „Gut ding will wyl haben“ u. a. m. Eigentliche Fehler werden dem Verfasser schwerlich nachgewiesen werden können, wohl aber vielfache Inkonsequenzen in der Schreibweise derselben Wörter. Wieviel davon auf Rechnung des Setzers oder des Wiederabdrucks komme, entzieht sich unserm Urteil. Jedenfalls fällt auch der Umstand hiebei mildernd in Betracht, dass es damals eine feste Orthographie überhaupt noch nicht gab. Der Lapsus, dass einmal Rebekka mit Rahel verwechselt wird („Rebecca gefiel Jakob bass dann Lea“), soll dem Verfasser nicht allzu hoch angerechnet werden; das sind Kleinigkeiten.

Im allgemeinen wird man unserm Kolross das Zeugnis nicht versagen, dass er bei seiner Arbeit nicht nur mit Sachkenntnis, sondern auch mit nicht geringer Sorgfalt und Gründlichkeit verfahren ist. Er legt seinem Schriftchen die in schweizerischen Publikationen übliche Orthographie zu grunde und vertritt mit Geschick die Berücksichtigung der Mundart im Gegensatze zu der Sprache der gedruckten Bücher. Ihm kommt das Verdienst zu, der erste deutsche Grammatiker zu sein, der eine Theorie der Majuskeln aufgestellt hat. Ihm gebührt ferner der Ruhm — ich bediene mich hier des zusammenfassenden Urteils, das Johannes Müller abgibt —, „der Erste zu sein, der die deutsche Orthographie (d. h. die Lautlehre) auf systematische, nahezu vollständige Weise behandelt hat, soweit dies damals einem deutschen Lehrer überhaupt möglich gewesen ist.“